

Urbane Weisheit von und für „unten“

von Ottmar Fuchs

Zwei lateinische Wörter möchte ich, so gegensätzlich sie zunächst erscheinen, hier zusammenbringen: das Urbane und die Gratuität (was „gratis“ beinhaltet), also: ich suche Gratuität im Urbanen. Gratuität ist die Erfahrung einer Beschenktheit, einer Unbedingtheit, wo das Eigene nicht um anerkannt zu sein oder gar um existieren zu dürfen, eine Bedingung zu erfüllen hat. Es sind Räume, in denen Verzweckungen zurückweichen und Menschen erleben, dass es einen Unterschied macht, ob sie, wie sie aktuell *sind*, *da* sind oder nicht. Wo es also nicht nur einen Unterschied macht, wenn sie mit der Funktion, mit der Leistung, mit der Bedingung, die sie zu erfüllen haben, *da* sind. Um seiner/ihrer selbst willen Geliebtsein ist eine solche Erfahrung. Solche Erfahrungen können religiös charakterisiert sein, müssen es aber nicht.

Gleichwohl kreuzt sich diese Erfahrung elementar mit der Gottesfrage: nämlich „inwiefern es letztlich einen Unterschied macht, ob es einen Menschen gegeben hat oder nicht, ist vielleicht der letzte Berührungspunkt mit der Frage, ob es Gott gibt – oder nicht“¹. Diese Erfahrung eigener Wichtigkeit im Horizont einer unendlichen Macht ist die religiöse Dimension der Gratuität.

Der Gottesbegriff selber stemmt sich gegen jede Art und Weise, die Unbegreiflichkeit und Unendlichkeit Gottes in Verzweckungen zu pressen. Gott geht nicht in irgendeiner Nützlichkeit und Brauchbarkeit auf,² sondern existiert unendlich darüber hinaus und rettet

¹ Hans-Joachim Höhn, „Zu Tode geglaubt – oder: Wie man an Gott irre werden kann“, in: Hirschberg 72 (2019) 2, S. 20–24, hier: S. 24.

² Zur Theologie der Unbrauchbarkeit Gottes vgl. Ottmar Fuchs, *Wer's glaubt, wird selig*, Würzburg 2012, S. 110–121; auch Hans-Joachim Höhn unterstreicht die sperrige Unbrauchbarkeit Gottes: vgl. ders., „Die Kunst der

gerade deswegen das Nicht-mehr-Gebrauchte und damit alle Menschen, die durch ihren Tod nicht mehr gebraucht werden und funktionieren können. Das übersehen fundamentalistische Kreise immer wieder: dass sie auf Gott als Gott verzichten, wenn sie ihn in Wenn-Dann-Strukturen um seine darüber hinausgehende Transzendenz bringen. Gott ist vielmehr die Gratuität schlechthin, Gott ist durch sie geradezu im Kern gekennzeichnet, bedingungslos über alle Grenzen und Bedingungen und Tode und Katastrophen hinaus.

Diese Unbrauchbarkeit Gottes ist keine kalte Vokabel, sondern verbindet sich in der christlichen Theologie mit der Unvorstellbarkeit einer unendlichen Liebe, die Leben will und kein Leben unwichtig sein lässt. Leider und völlig unverständlicherweise nicht ohne die Erfahrungen des Katastrophalen und des Leidens, aber doch in diesen und über diese hinaus. Denn das Kreuz steht dafür, dass es diesen entscheidenden Berührungspunkt der Liebe Gottes nicht nur mit den guten Erfahrungen, sondern mit den schlimmsten Erfahrungen gibt. Die Liebe Gottes bezieht sich also nicht nur auf einen „lieben“ Gott, sondern auch auf einen Gott, der nicht als „lieb“ erfahren wird, der aber im abgründigsten Mitleiden mit den um ihr Leben Gebrachten gegenwärtig ist, und zwar aus Liebe!³ Denn was ist es denn anderes als Liebe, als noch in schlimmsten Situationen daran glauben zu dürfen, dass es einen Gott gibt, in dem es einen Unterschied macht, ob es mich gegeben hat oder nicht. Im menschlichen Sprachfeld fällt mir hier kein anderes Wort als das der Liebe ein, dies allerdings im Hori-

Bestreitung. In postsäkularen Kontexten von Gott reden“, in: Mirjam Rose/Michael Wermke (Hrsg.), *Religiöse Rede in postsäkularen Gesellschaften*, Leipzig 2016, S. 89–112, hier: S. 98.

³ Gerade in diesem Zusammenhang den Begriff der Liebe zu diskreditieren, und dieser Liebe über zwischenmenschliche Anerkennung hinaus und auch gegen ihr Fehlen, nicht die (un-)mögliche Wirkung ihrer kontrafaktischen Unerschöpflichkeit zuzutrauen und dieses Zutrauen als Zynismus hinzustellen, ist für mich allerdings völlig unbegreiflich: vgl. Hans-Joachim Höhn, *Zu Tode geglaubt*, a. a. O. S. 24. Ich denke auch, man sollte Menschen nicht über den Mund fahren, wenn sie von einem lieben Gott sprechen, wo dies doch mindestens besser ist, als wenn sie mit Höllendrohungen daherkämen.

zont einer „bitteren Gnade“.⁴ Diese Liebe ist, wenn auch für Antworten unbrauchbar, auch in schlechten Tagen haltbar und haltend.

Urbane Chancen

Die Städte, vor allem die Großstadt und die Metropolen, erscheinen vielen als Ort, wo es für die angesprochene Gratuität keinen Raum gibt, weil sich offensichtlich, im sichtbaren Betrieb, scheinbar alles in Verzwecktem auflöst. Die immer wieder beklagte Beschleunigung,⁵ die Metropolen aufbieten, hat ja ihre Ursache in ihrem sicher auch wunderbaren Funktionieren und damit im oft schnellen Funktionieren der Menschen.

Nichtfunktionale Spuren der Gratuität gibt es aber auch in den Metropolen. Wo offene Mehrdeutigkeit begegnet, wo nichts vereinheitlicht werden muss, aber vieles eindeutig werden kann. Viele ästhetische Erfahrungen gehören hierher: die Kunst, die Musik, das Spiel, der Tanz und vieles Ähnliche. Und vieles, was die Menschen als Resonanz⁶ ihres eigenen Wesens erleben können, gibt es auch und gerade in den Städten (viele allerdings erst, wenn man es sich leisten kann, aber doch auch vieles umsonst, wie die Parks, die öffentlichen Bibliotheken, die Kirchen usw.).

Die folgenden Gedanken schließen sich an eine urbane Raumtheorie an, wie sie Michael Schüßler und Teresa Schweighofer im An-

⁴ Vgl. dazu Ottmar Fuchs, *Das Jüngste Gericht. Hoffnung über den Tod hinaus*, Regensburg 2018, S. 44–101.

⁵ Vgl. Hartmut Rosa, *Beschleunigung und Entfremdung. Entwurf einer kritischen Theorie spätmoderner Zeitlichkeit*, Berlin 2013, S. 125f.

⁶ Vgl. Hartmut Rosa, „Resonanz statt Entfremdung. Zehn Thesen wider die Steigerungslogik der Moderne/“, in: *Konzeptwerk Neue Ökonomie* (Hrsg.), *Zeitwohlstand – Wie wir anders arbeiten, nachhaltig wirtschaften und besser leben*, München 2013, S. 63–73; zur Diskussion der Thesen von Hartmut Rosa vgl. Tobias Kläden/Michael Schüßler (Hrsg.), *Zu schnell für Gott? Theologische Kontroversen zu Beschleunigung und Resonanz (Quaestiones disputatae 286)*, Freiburg i. Br. 2017.

schluss an Michel de Certeau mit dem kreativen Konzept einer urbanen Pastoral in der aufgelassenen Kirche St. Maria in Stuttgart mitentwickelt haben.⁷ Nach de Certeau ist der Raum „ein Geflecht von beweglichen Elementen [...], ist gewissermaßen von der Gesamtheit der Bewegungen erfüllt, die sich in ihm entfalten“⁸. Dieser Raum-begriff ist im Gegensatz zum Ortsbegriff entwickelt, der in den Städten klar durch Funktionen und Eindeutigkeiten, auch durch Stabilitäten gekennzeichnet ist. Im Raum ist vieles einer anderen Logik des Lebens anverwandelt, mit einer gewissen Schwerelosigkeit, weil die Logik des Tausches unterbrochen wird.

Doch gibt es auch Vernetzungen von Ort und Raum: So gibt es am Ort eines Altenheimes mit seinen entscheidenden Funktionszuweisungen immer auch Räume der Gratuität, in bestimmten Begegnungen, die nicht in den Funktionen aufgehen. Aber es gibt diese Raumerfahrungen von Gratuität vor allem auch außerhalb dieser Orte, in ihren Lücken, die bei genauem Hinsehen durchaus umfangreich, intensiv und vor allem sehr wichtig sein können.

Im Folgenden geht es mir um die Entdeckung solcher Lücken der Gratuität, aber nicht um *meine* Entdeckungen, sondern im Blickfeld sind jene Menschen, die im urbanen Bereich in der Pflege arbeiten und damit in hochverzweckten Institutionen. Sie verausgaben sich buchstäblich im diakonischen Bereich und wissen sehr viel, Erschreckendes und Ermutigendes, in diesem Zusammenhang zu berichten. Die Probleme sind vielfältig und gleichwohl gäbe es ohne diese Institutionen auf dem Niveau eines Wohlfahrtsstaates wie Deutschland, das Entscheidende, nämlich die Pflege, nicht in dieser professionellen Weise. Diese Professionalisierung erzeugt allerdings enormen Leistungsdruck, vor allem wenn sie über eine verknappende Zeitfinanzierung von Pflegehandlungen reguliert ist und darin selber kaum Lücken lässt für diesbezüglich weniger verzweckte Handlungen und Begegnungen.

⁷ Vgl. Michael Schüßler/Teresa Schweighofer, „St. Maria als ...“ Leerstellen als kreatives Konzept urbaner Pastoral, Manuskript, Tübingen 2019, S. 4–5.

⁸ Michel de Certeau, *Kunst des Handelns*, Berlin 1988, S. 218.

Ohne diese Problematik und das oft schwierige Aushalten dieser Strukturen kleinreden zu wollen und ohne etwas zu beschönigen, sei gleichwohl im Folgenden der Blick darauf gerichtet, wie die Menschen in der Pflege in den Einrichtungen und vor allem außerhalb davon jene Lücken entdecken, in denen sie Kraft finden, wo sie sich erholen, wo sie nicht „funktionieren“ müssen, wo ihnen nicht Energie abgesogen wird, sondern wo ihnen Energie zufließt. Es ist ganz spannend, die Menschen, die in der Pflege tätig sind, daraufhin zu befragen, sie gewissermaßen für die Erfahrbarkeit der „Gnade von unten“ als besondere Expertinnen und Experten im Bereich der Wohlfahrt ernst zu nehmen. Denn in der Diakonie geht es nicht nur darum, was zu tun ist, sondern auch darum, wo man die Kräfte herbekommt, um das Nötige zu tun, wo Menschen etwas geschenkt bekommen, wo sie Ermächtigungen erleben, wo Menschen das Leben als Gabe erfahren dürfen.

Dieser fantasievolle und fantastische Reichtum in Räumen, wo die Menschen Kraft finden für diesen immer wieder sehr schweren Beruf, verbunden mit einer relativ mäßigen Bezahlung und mit einem nicht gerade gehobenen Image in der Gesellschaft, hat eine eigene diakonische Bedeutung, nämlich wie diakonisch aktive Menschen passiv Diakonie empfangen können. Sich darüber auszutauschen, wird oft genug vernachlässigt, ist aber genauso notwendig wie das Erstere, also genauso notwendig wie die Notwendigkeiten, und wird von den Beteiligten als Bereicherung erlebt.

Gute journalistische Arbeit gibt Menschen eine Stimme, von denen man meist nichts in der Zeitung liest. Dabei ist es wichtig, dass die Authentizität der Stimmen in dieser Weitergabe nicht verloren geht. Seit einigen Jahren komme ich im Caritasverband einer deutschen Großstadt mit Menschen zusammen, die hauptamtlich in Pflegeeinrichtungen tätig sind. Es sind immer 20 bis 30 Personen, die zusammenkommen, um sich an diesem Tag auszutauschen. Die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen kommen nicht nur aus verschiedenen Einrichtungen, sondern auch aus unterschiedlichen Aufgabefeldern in diesen Einrichtungen: aus der Pflegeleitung, aus der Krankenpflege, Altenpflege, aus der Küche, aus der Hauswirtschaftsleitung, aus

dem Reinigungspersonal, aus der sozialen Betreuung. Es war ein geschenkter Tag, der nicht aus der offiziellen Arbeitszeit herausfiel. Während am Morgen die Probleme in der Arbeit ausgetauscht wurden, wendete sich das Blatt am Nachmittag mit der Doppelfrage: 1. Welche „Spiritualität“ trägt mich? Wo finde ich in der Arbeit selbst Ressourcen? Was tut mir gut und wie können wir uns gegenseitig helfen? Und dann: 2. Wo finde ich außerhalb der Arbeit Wege zur Kraft, um in meinem Beruf durchhalten zu können? Wo finde ich die notwendigen Ressourcen in meinem sonstigen Alltag?

Schon früh kam mir die Idee, das alles genauer zu notieren, um es einmal zusammenfassend dokumentieren zu können: für die Menschen, die in ähnlichen Berufen tätig sind, als Bereicherung der Möglichkeiten ihrer „Wege zur Kraft“⁹ oder auch als wiedererkennende Solidarisierung mit dem, was sie ohnehin schon tun. Im Folgenden konzentriere ich mich auf das, was an diesen Tagen von den Teilnehmerinnen und Teilnehmern gesagt wurde.¹⁰

Quellen der Kraft in den eigenen Motiven

Der Pflegeberuf wurzelt oft in Erfahrungen der Berufung und in bestimmten Erinnerungen und wird davon getragen. Hier einige Stimmen:

„Wir leiden sehr unter der Geringschätzung unseres Berufes in der Öffentlichkeit, auch wenn wir mit Menschen, mit denen wir befreundet sind, zusammenkommen. Wo arbeitest Du? Ich bin

⁹ Vgl. dazu den eindrucksvollen Katalog zur steiermärkischen Landesausstellung 1994: Wallfahrt. Wege zur Kraft, von Wilhelm Hengstler und Karl Stocker, hrsg. von der Kulturabteilung des Amtes der Steiermärkischen Landesregierung, Graz 1994.

¹⁰ Die Dokumentationen sind eine Mischung von wortgetreuen Mitschriften auf der einen, umfangreicheren Erläuterungen mit meiner eigenen Sprache auf der anderen Seite. Letztere orientieren sich aber an dem Gesagten und Gemeinten.

Altenpflegerin! Und dann merkt man schon die Verachtung des Berufs, die sich im bildträchtigen Vorurteil des „Arschputzens“ konzentriert. Hier müsste man mit dem Satz antworten, den Florence Nightingale gesagt hat,¹¹ der ähnliches widerfahren ist, als sie ihren Eltern sagte, sie wolle Krankenschwester werden: ‚I am not crazy I am chosen‘ (Ich bin nicht verrückt, ich bin berufen).“

„Von meiner Berufung her bin ich stolz auf das, was ich Menschen Gutes tun kann, und das noch professionell und bezahlt. Ich lass mir diese Selbstwerterfahrung nicht nehmen, aber manchmal wird sie schon sehr angegriffen und in Frage gestellt. Für mich ist wichtig, dass ich mein Herz an die Arbeit, aber nicht in der Arbeit verliere. Dass es immer noch Dinge gibt, die mir Freude machen. Wahrscheinlich ist es das, was man Spiritualität nennt.“

„Für mich ist wichtig, dass der Beruf immer noch mit meiner eigenen Berufung zusammenhängt und darin verwurzelt ist.“

„Als ich klein war, habe ich meinen Opa verloren. Seitdem habe ich den Drang in mir, Menschen zu helfen.“

„Mich trägt immer noch die Erinnerung an meine Oma. Es war auf dem Land, in meiner Kindheit habe ich sie betreut und hatte schon damals das Gefühl: dass ich gebe und bekomme. Diese Erinnerung trägt mich bis heute und hat mich wohl auch dazu geführt, diesen Beruf in der Pflege zu wählen. In der Erinnerung daran, dass ich mich schon als Kind um die Oma gekümmert habe.“

„Bei uns zuhause hat die Mutter immer gesagt: Wir haben die Oma genauso gerne wie die Kinder. Daran denke ich oft und das hilft mir. So pflege ich, wie ich gepflegt werden möchte.“

„Eine große Stütze, ein großer Trost ist mein letzter Brief, den ich von meiner Mama bekommen habe. Und ich denke daran: Was

¹¹ Florence Nightingale (1820–1910), britische Krankenschwester, Begründerin der modernen westlichen Krankenpflege und Gesundheitsfürsorge.

würde ihr gefallen und würde sie mich darin unterstützen. Was freut sie im Moment, was hätte ihr Freude gemacht aus meinem Leben.“

„Bei Menschen mit Demenz braucht man viel Zeit, um zuzuhören, um zu erspüren, was jemand meint. Wenn man da nicht mehr zuhört, dafür keine Zeit hat, gibt es keine Verbindungen mehr. Und gerade an solchen Verbindungen, da hängt mein Herz dran. Da zeigt sich dann die Beziehung nicht nur als Pflegepflicht, sondern auch als gegenseitige Entdeckungsfreude.“

„Bei meinem Versagen habe ich immer auch ein schlechtes Gewissen. Wenn etwas nicht klappt. Wunder gibt es halt selten. Manchmal begleitet mich ein Lächeln, die Zufriedenheit von Patienten und Patientinnen, den ganzen Tag und hilft mir, das Andere durchzutragen. Und manchmal hilft auch schon: Es ist, wie es ist, im Sinne von Erich Frieds wunderschönem Gedicht: ‚Es ist, was es ist, sagt die Liebe.‘“¹²

„Manchmal bin ich ganz depressiv und traurig. Wie kann Gott bei dem Leid der Erde einfach zuschauen? Und nichts verändern? Manchmal fällt mir das Beten schwer und ich kann mich nur noch ausweinen. Gott ist schon selber an vielem schuld. In der Bibel darf man ja auch klagen, sogar Gott anklagen,¹³ weil wir es einfach nicht besser wissen. Müsste Gott nicht ein schlechtes Gewissen haben? Und nicht nur immer ich? Ich kann ihn einfach nicht mehr entschuldigen.“

„Mein Glaube tröstet mich nicht nur, sondern darin kann ich auch manche Wut ausleben, auch gegen Gott. Warum lässt Du

¹² Vgl. Erich Fried, *Fall ins Wort. Ausgewählte Gedichte 1944 bis 1983*. Frankfurt a. M. 1985, S. 497.

¹³ Vgl. Ottmar Fuchs, *Die Klage als Gebet. Eine theologische Besinnung am Beispiel des Psalms 22*, München 1982; ders., „Unerhörte Klage über den Tod hinaus! Überlegungen zur Eschatologie der Klage“, in: *Jahrbuch für Biblische Theologie*, Band 16: *Klage*, hrsg. von Ottmar Fuchs/Bernd Janowski, Neukirchen-Vluyn 2001, S. 347–379.

es zu? Und ich weiß, dass er zumindest mitgeht und mitträgt. Ja, dass er meine Klage selber ausspricht, wie damals am Kreuz. Dann geschieht doch wieder das Wunder, getröstet zu sein. Und das ist beides eine Entlastung: klagen zu dürfen und durch die Klage hindurch hoffen zu dürfen, dass ich nicht alleine bin. Gerade darin nicht alleine bin.“

„An der beginnenden Demenz meiner Mama erlebe ich auch Kraft, eine gesteigerte Empathie für diejenigen, für die ich in der Pflege da bin.“

Tragendes in den Institutionen

Man darf nicht übersehen, dass sich die Einrichtungen der Wohlfahrt ihrerseits den destruktiven Kräften der Entsolidarisierung entgegenstemmen, und zwar mit einer relativen strukturellen Macht von eigenen Organisationen und Finanzierungen. Dafür darf man erst einmal dankbar sein, bei aller Problematik dieser Einrichtungen selbst, die eben nicht unbelastet sind von den Strukturen, denen sie entgegenhalten. In dieser Spannung erleben die Pflegenden auch viel Gratuität in den Einrichtungen. Hier die Stimmen:

„Manchmal gibt es schon diese Erfahrung der Solidarität in gegenseitiger Hilfe der Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen. Auch von der Leitung gegenüber denen, die in der Pflege tätig sind. Wir bräuchten so etwas wie eine Dankes-Kultur, nicht nur vereinzelt, sondern als Gesamthaltung unter dem Personal. In den Teams erfahren wir manchmal so etwas. Wo wir nicht nur unsere Stärken, sondern auch unsere Schwächen austauschen können, die Hilflosigkeit und die Ohnmacht.“

„Ich würde gerne öfter ein Danke hören, ein Zeichen der Wertschätzung, vor allem vom Personal auf der mittleren Leitungsebene. Irgendwie spüren, dass sie hinter uns stehen und nicht nur uns kritisch gegenüber. Dass man Respekt vor unserer Arbeit hat.“

„Für mich ist es wichtig, dass ich meine Sorgen mitteilen kann, dass ich selbstbewusst sein kann, dass man mir etwas zutraut, weil wir doch im gleichen Boot miteinander sitzen. Dass auch von dem, was ich sage, etwas besser wird als vorher. Wo ich irgendwie das Gefühl habe: Ich kann mich sehen lassen. Wenn mir so etwas entgegenkommt, dann gibt mir das viel Kraft. Dann darf ich auch Kritisches sagen, wenn ich etwas anders haben möchte, wie man vielleicht besser mit kranken Menschen umgeht.“

„Es ist schön, wenn es eine Gruppe gibt, wo man mit Vertrauen und Respekt miteinander umgeht. Wo man sich austauschen kann und Vorschläge für Verbesserungen einbringt. Denn manchmal kann man die Pflegeleitung auch auf neue Ideen bringen.“

„Für mich sind unsere Feiern immer ganz wichtig: die Weihnachtsfeier, Ostern, die Geburtstage von unseren alten Menschen, aber auch von uns selber, unter uns dann. Da gibt es Symbole der Hoffnung, der Zuversicht und des Vertrauens. Und es gibt auch schöne kleine Rituale im Alltag.“

„Wir müssten über die Rituale noch etwas mehr sprechen: schon das Ritual der Übergabe von einer Schicht zur anderen. Und die Erfahrung von Ritualen im Haus, in denen man getragen ist und nicht alles noch einmal neu herstellen muss an Kommunikation. Dazu gehören auch die religiösen Rituale der Andachten, des Innehaltens, des Kerzenanzündens.“

„Unsere Teams sind auch Räume, wo man sich entschuldigen kann, ohne Ansehen zu verlieren. Sie sind auch Räume, wo man sich selber ärgern darf, dass man nicht fehlerfrei ist, und das auch anderen zugesteht. Manchmal darf ich auch sauer und aggressiv sein, und dann tut es mir auch wieder leid.“

„Vielleicht sollten wir Räume entdecken, in denen wir unsere Motivationen, das, was uns trägt, besser austauschen können, so dass es uns gemeinsam trägt. Dann könnten wir unsere Schwächen zu-

geben, ohne Angst zu haben, an Image und Renommee zu verlieren. Niemand kann eben alles richtig machen.“

„Wenn man sich im Team offen aussprechen kann, dann verändert das den Zusammenhalt. Wenn ich selbst keine Kraft habe, dann ist es gut, Kolleginnen und Kollegen um mich zu haben, die mit ihrer Kraft mich mittragen.“

Kirchenpolitisch interessant und bedenkenswert ist der Vorschlag:

Die kirchlichen Wohlfahrtsverbände sind ja auch Wirtschaftsunternehmen der Kirchen. Warum kann man nicht von den Kirchen und Gemeinden etwas Geld herüberholen, um den Stellenschlüssel zu verbessern?! Eine Stelle mehr in jeder Einrichtung: Könnte sich das zum Beispiel eine Diözese oder eine Landeskirche leisten, gewissermaßen Stiftungsstellen zu schaffen? Wie manche Diözesen Stiftungsprofessuren an theologischen Fakultäten spendieren? Dass es so etwas wie einen Ausgleich der Ressourcen zwischen Caritas beziehungsweise Diakonie und den „eigentlichen“ Kirchen in den Pfarreien gibt?

Ressourcen außerhalb der Institutionen

Niemand kann nur geben. Die Telefonseelsorgerin Ana Carola Pasquay, die viele Jahre für Missbrauchsoffer am Telefon war, erlebt ihr sorgsam eingerichtetes Haus und ihren Garten als einen wunderbaren Gegenort zu dem, was sie hören muss. So gewinnt sie neue Kraft zum Zuhören, kann sich in diesen Bereichen glücklich schätzen und hat damit etwas zum Teilen.¹⁴ Und sie kann dann wieder zuhören, auch wenn sie hilflos, wortschatzarm ist: „Ich habe vor allem zugehört. [...] Mehr konnte ich nicht tun.“ Und: „Ich habe, was an Wiedergutmachung nicht möglich war, mit Liebe und Fürsorge wett-

¹⁴ Vgl. Evelyn Finger im Interview mit Ana Carola Pasquay: „Ich gehe nur in eine Kirche, die mir passt. Und den Karfreitag erspare ich mir!“, in: Die ZEIT vom 11.04.2019 (Abteilung Glauben und Zweifeln), S. 52.

zumachen versucht.“¹⁵ Wenn vieles schwierig, sinnlos und überflüssig erscheint, dann ist es wichtig, solche Gegenlager der Ressourcen in uns und um uns gedeihen zu lassen: in der Natur, im religiösen Bereich und in vielem mehr:

In der Natur

Die Frage nach solchen Ressourcen in der Stadt kann durchaus in Strukturanalogie gesehen werden mit den Konzepten des Urban Gardening, in dem die Lücken in der Stadt aufgesucht und bepflanzt werden, nicht nur aus ästhetischen Gründen, sondern auch für die Ernte von Obst und Gemüse, und nicht nur horizontal, sondern auch in entsprechenden Architekturen von Hochhäusern vertikal zwischen und an den Stockwerken der Gebäude.¹⁶ Es ist interessant, dass sich hier die Dimensionen des Urban Gardening mit den Ressourcenerfahrungen der Menschen kreuzen: Und es ist wunderbar, was hier alles zur Sprache kommt und entdeckt werden kann:

„Wenn es ganz schlimm in der Arbeit war, dann komme ich heim, gehe in den Garten und greife mit meinen Fingern und Händen tief in die Erde hinein, und ich merke, wie mir darin Kraft zuströmt.¹⁷ Ja, es ist schön eine Kraftquelle zu haben, wo man sich erdet und geerdet ist.“¹⁸

¹⁵ Ebenda.

¹⁶ Vgl. Severin Halder, *Gemeinsam die Hände dreckig machen. Aktionsforschungen in aktivistischem Kontext urbaner Gärten und kollektiver Kartierungen*, Bielefeld 2018; Christa Müller (Hrsg.), *Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt*, München 2011; Martin Rasper, *Vom Gärtnern in der Stadt. Die neue Landlust zwischen Beton und Asphalt*, München 2012.

¹⁷ Im Anschluss an Bruno Latour, *Das terrestrische Manifest*, Berlin 2018, könnte man hier von einer terrestrischen Spiritualität sprechen.

¹⁸ Interessant ist hier die eigenartige Verbindung von Erde und Wasser, beides benötigt und verstärkt sich gegenseitig im Bild.

„Ich liebe die Natur, die Bäume, die Gärten. Möglichst viel von dem auch im Alltag, wenn auch nur für kurze Zeit zu erleben, was ich sonst im Urlaub erleben darf: unter Bäumen zu sein, Wasser rauschen zu hören, überhaupt Wasser und das Meer oder einen See, dann bin ich glücklich.“

„Ich gehe gern im Park spazieren. Die Natur zu erleben, die kleinen Dinge wahrzunehmen, das Zwecklose tun, das tut mir gut!“

„Am Balkon züchte ich Sonnenblumen und freue mich an ihrem Heranwachsen und Blühen.“

„Viel Kraft finde ich in meinem Garten. Irgendwie ist der Garten der Spiegel meiner inneren Seele. Interessant am Garten ist, dass hier Klänge zu hören sind, die bis in den Garten Eden hineinreichen und diesen herzaubern.“¹⁹

„Ich liebe die Natur, ich liebe die Gartenarbeit. Ich liebe meinen Balkon, wo ich sogar Gemüse anpflanze.“

„In der Natur fühle ich mich Gott am nächsten. Immer sehe ich etwas Schönes und ich kann die Menschen ausblenden. Zum Beispiel beim Beerenpflücken im Wald erhole ich mich. Ich denke nichts dabei, bin leer, unbelastet. Die Beeren fallen in meine Hand, ich bin beschenkt, ich werde ruhiger. Und wenn die Sonne scheint, dann gibt es so ein Zickzack des Lichtes zwischen den Zweigen und Blättern, es ist immer verschieden.“

„Ich genieße die Stille in der Natur, ich liebe die Vögel und höre sie gerne. Es ist schön, hier und jetzt ohne Leistung einfach da sein zu können. Ich bin gerne im Garten und schaue, wo ein angewelktes Blatt zu viel ist. Ich fotografiere gerne, auch unsere Blüten.“

¹⁹ Der Mythos Eden hinterlässt also immer noch seine Aura.

Religiöse Räume

Eine Ordensschwester erzählt, wie sie in der Anbetung in der Kapelle neue Kreativität und Kraft bekommt. Eine Frau, die aus Rumänien kommt, fasst in ihre Tasche und holt eine Ikone heraus, von der Mutter Gottes, die sie begleitet und stützt. Nicht nur dem Ausdruck zu geben, was uns belastet, sondern auch dem, was uns hält und trägt und uns dafür Zeit zu nehmen, tut uns gut. – Weiter erzählen sie:

„Ich gehe oft in die benachbarte Kirche, aber nicht nur bei Gottesdiensten, sondern ich liebe die Stille der Kirche, wenn nichts darin stattfindet. Dann spüre ich, dass kleine Probleme nicht Berge sein müssen, sondern eben klein sind.“

„Ich gehe in die Kirche, wo ich Gott erlebe, lese im Gebetbuch und glaube, dass jeder Mensch einen Engel hat. Jeder braucht einen Engel und jeder hat einen. Ich weiß, dass ich nicht alleine da stehe, dass hier ein Kontakt da ist, der mich trägt und der mich auffängt. Und letztlich fühle ich mich nie allein, ich fühle mich getragen, ob ich das, was mich trägt, verstehe oder nicht verstehe. Alles kann hier für mich ein Engel sein.“

„Ich finde Kraft im Gebet. Auch in der Ruhe vor dem Tabernakel, in der Bibellesung, im Wiederholen von bestimmten Versen finde ich Ruhe. Es sind gute Worte, in denen ich Heimat finde. Manchmal schreibe ich mir Sätze aus der Bibel ab, die mich tage- und wochenlang begleiten und stützen.“

„Ganz wichtig ist für mich die Beziehung zu meinen Verstorbenen: Ich gehöre zur orthodoxen Kirche. Ich zünde Kerzen für Lebende und Verstorbene an, dabei denke ich oft an Worte, die uns die Oma gesagt hat. Auch für die Lebenden zünde ich Kerzen an, wenn sie krank sind. Und erlebe dabei, dass ich selber dankbar bin für meine Gesundheit, und dass das nicht selbstverständlich ist.“

„Ich fühle mich mit den Heiligen in Verbindung, vor allem auch mit der Mutter Teresa. Sie stützen mich und sie helfen mir. Und ich fühle mich in Freundschaft mit Teresia von Ávila, mit Johannes vom Kreuz. Und ich lese gerne die Bücher von Gabrielle Bossis²⁰. Im Gespräch mit Jesus erfahre ich, dass er mit mir geht. So gewinne ich Kraft von Gott.“

„Mich beruhigt, wenn ich für eine Insassin oder einen Insassen beten kann, für einen Menschen, der Schmerzen hat, dem es nicht gut geht, für den ich womöglich zu wenig Zeit hatte. Manchmal sage ich auch: Ich bete für Sie, wenn ich zuhause bin. Diese Verbindung tut uns beiden gut. Manchmal zünde ich eine Kerze für den Betreffenden an. Es ist auch für mich ein gutes Gefühl, irgendwie eine starke Kraft, wenn ich weiß, dass zum Beispiel meine Mutter für mich betet, wenn ich in der Arbeit bin. Dass sie vielleicht eine Kerze anzündet.“

„Im Gebet, vor Gott, spüre ich, dass ich nie allein bin, das gibt mir Mut, das ist meine spirituelle Kraft. Ich frag nicht mehr warum? Sondern sehe, dass wir es gemeinsam, Gott mit mir, schaffen können. Das befreit ungemein, das gibt Mut, ich muss nicht alles regeln müssen. Dieses Haltmachen vor Gott gibt Halt.“

„Mir hilft es, Vertrauen in Gott haben zu dürfen. Hier ist jemand, dem ich alles abgeben kann, was mich belastet. Und der mir darin einen Halt gibt. Das ist schön, denn ich muss nichts mehr festhalten. Gott, wo ich meine Schwäche abgeben kann.“

Vieles andere mehr

„Der freie Tag gehört mir mit Kaffeetrinken, Schwimmen, mit Radfahren, mit einer Freiheit zu genießen, in der ich nicht immer an das Morgen denke, wo ich Zeit für mich habe, im Sommer

²⁰ Vgl. Gabrielle Bossis, *Er und ich, Geistliches Tagebuch I–III (1936–1950), 2007–2012.*

zum Beispiel zum Eisessen. Ich liebe es, zu shoppen, mit Freundinnen auszugehen, auch spontan mit meiner Schwester eine kurze Reise zu machen und von hier wegzukommen.“

„Am besten kann ich abschalten, finde ich Erholung, wenn ich zum Frisör gehe.“

„Ziellos Fahrradfahren, das macht mir Spaß.“

„Ich wandere gerne, auch durch unser Viertel und die kleinen Parks. Es sind andere Denkweisen, in denen ich beim Wandern lebe und mitlebe.“

„Ganz abschalten kann ich, wenn ich im Chor singe, aber auch, wenn ich allein singe und keiner zuhört. Ich liebe es, Fahrrad zu fahren. Das Körperliche dabei tut meiner Seele gut.“

„Ablenkung und auch in gewisser Weise Erholung finde ich im Autofahren, ich muss mich konzentrieren, aber das ist für mich eine Erholung, weil ich nichts im anderen Sinne leisten muss.“

„Ich fahre viel Motorrad, um im Wind und in dem, was ich sehe, was so schnell an mir vorüberfliegt, andere Bilder zu haben.“

„Ich freue mich schon immer darauf, Ausstellungen zu besuchen. Da sehe ich andere Farben und andere Welten.“

„Nach meiner Operation bin ich voll Dankbarkeit, dass ich neues Leben bekommen habe und das spiegelt sich wider in meiner Kraft, neues Leben weiterzugeben. Ich habe viel Ruhe, und kann mir dann alles durch den Kopf gehen lassen.“

„Ich gehe gerne shoppen und gehe gern mit freundlichen Menschen ins Café. Mit meinem Hund gehe ich spazieren und sehe da die Natur wieder ganz anders. Ein Tag in der Woche gehört nur mir.“

„Besonders beim Kegeln kann ich mich erholen, auch zusammen mit denen, die mitmachen, das ist immer ein Spaß.“

„Ich brauche Rituale der Abgrenzung zur Arbeit und mache entsprechende Imaginationsübungen. Damit ich die Probleme der Arbeit nicht mitnehme, gehe ich an einen anderen Ort. Sonst muss ich immer alles mitschleppen.“

„Radfahren lenkt mich ab, um Belastungen loswerden, in andere Richtungen denken und abschalten zu können.“

Ressourcen zuhause

Beziehungen

Ein großer Ressourcenbereich sind die Räume, in denen die Familien leben. Was ja nicht nur an den Orten geschieht, wo die Menschen wohnen, sondern was viele Beziehungsräume darüber hinaus beinhaltet. Hier nur einige Stimmen aus diesem Bereich.

„Ich denke vor allem an meine Enkelkinder und freue mich an ihrem Leben und Großwerden, an dem, wie sie Freude erleben und wie sie mich gern haben. Ich brauche immer lange, um abschalten zu können, aber dann gelingt es in der Familie, mit den Kindern und Enkelkindern, da bekomme ich wieder Luft. In der Familie fühle ich mich geschützt, da kann ich mich auf vieles besinnen. Meine Familie, meine Kinder geben mir einen tiefen Raum der Geborgenheit und der Kraft.

Ich freue mich darauf, mich zuhause in Ruhe zu unterhalten, und auch stumm sein zu dürfen, wenn ich keine Lust zum Reden habe. Das hat mir immer sehr gut getan.“

„Wichtige Kraftquellen für mich sind meine Familie, meine Tochter, wo wir nicht reden müssen, um zusammen sein zu können und wo wir reden dürfen und dann auch wissen, was wir meinen. Es tut einfach gut, wenn man aus dem Stress kommt und wenn jemand etwas Nettes sagt. In diesem Sinn sind wir zuhause ein tolles Team.“

„Es ist für mich ganz wichtig, dass ich nach Hause kommen kann, wo ich mich aussprechen, manchmal sogar ausweinen kann; wo ich richtig das sagen kann, was mich beschäftigt und belastet. Wo ich in jedem Fall willkommen bin. So kann ich abschalten.“

„Ich trinke gerne Kaffee mit meinem Mann und überhaupt bin ich gern in der Familie. Zuhause lerne ich mich an den sogenannten kleinen Dingen zu freuen, die bei genauem Hinsehen gar nicht klein sind und vor allem nicht selbstverständlich: nämlich dass die Kinder gesund sind, dass man deswegen dankbar und nicht unzufrieden ist. Denn das alles ist nicht selbstverständlich.“

„Ich bin gerne in unserer Familie bei meinen Töchtern. Und während ich in der Arbeit oft mit den Kollegen schwer über die Arbeit reden kann, kann ich dies zuhause und erlebe: Gemeinsame Probleme sind geteilte Probleme.“

„Es ist für mich immer sehr hilfreich zuhause: Da kann ich babbeln wie ich will, ich bin niemandem Antwort schuldig, ich muss nicht antworten und kann doch alles sagen. Und meine Kinder ermutigen mich immer wieder! Es ist schön, wenn man zuhause jedes Gschmarri erzählen kann.“

„Ich genieße es, im freundschaftlichen Kreis zu sein. Einen Ort zu finden, wo ich nichts muss! Wo mir nur Wertschätzung entgegenkommt. Wenn mein Kopf so richtig von der Arbeit brennt, dann freue ich mich zuhause an jedem guten Wort.“

„Ich besuche meine Eltern, aktiviere meine Freundschaften und ich koche gerne, das ist keine Last, das ist ein Hobby. Und ich liebe es, viele Anrufe zu machen oder angerufen zu werden. Ich spüre dann, dass ich okay bin. Auch meine Beziehungen zu meinen Verstorbenen geben mir Kraft. Manchmal träume ich von ihnen. Sie sind auf meiner Seite.“

„Die Gespräche in der Familie helfen mir, dass ich *ich* sein darf, wo ich nichts sehen und hören muss.“

„Es tut mir gut, in der Familie über die Probleme der Arbeit zu reden und zu spüren, dass sie zuhören und die Freiheit zu haben, ihre Ratschläge nicht ernst zu nehmen. Die Gespräche mit meinem Mann geben mir Kraft, ihn kann ich volljammern, er hört zu.“

„Es ist nicht leicht, sich zu entspannen. Es ist jedenfalls toll, sich zuhause sacken zu lassen, ohne beurteilt zu werden. Mein Freundeskreis ist für mich wichtig, da muss ich mich nicht verändern. Und es ist schön, wenn mich mein Partner in die Arme nimmt. Ich kann dann, was mich belastet, komplett ausblenden. Ich muss nicht darüber reden, kann es aber.“

„Wenn ich nach Hause komme, dann brauche ich Stille. Irgendwie das Gefühl, dass der Tag gut gewesen ist. Manchmal kann ich aber nicht darüber reden. Denn darüber reden wäre eine eigene Arbeit.“

Erholsame Tätigkeiten

„Ich liebe es, für die Familie zu kochen und dabei abzuschalten.“

„Wenn ich mich geärgert habe, dann gehe ich zuhause ans Putzen und putze mir den Ärger weg. Oder ich versinke in Fernsehserien.“

„Aber auch Bücher lese ich gerne und komme damit in andere Welten. Manchmal helfen die Ideen, auch eigene Quellen neu zu erschließen oder überhaupt erst zu entdecken.“

„Ich gehe heim, lege eine CD mit Schlagern, die ich liebe, auf, und dreh möglichst laut auf.“

„Ich liebe es, zuhause zu putzen, mit Musik und ich singe dabei, wenn ich die Fenster putze. Ich freue mich daran, zu kochen.“

„Ich erhole mich gerne, wenn ich Bilder zusammenpuzzle und freue mich, wenn ich ein solches Bild fertiggestellt habe. Ich lese gerne, vor allem die Bücher von Anselm Grün. Und ich höre klassische Musik.“

„Ich liebe das Tanzen, jeden Tag möchte ich dafür nutzen und ich finde auch immer wieder etwas Zeit dazu.“

„Das schönste Gut ist für mich, wenn ich schlafen kann.“

„Ich male sehr gerne. Ich male Bilder, dabei erlebe ich, wie ich selber etwas erschaffe, und das stärkt mich!“

„Ich brauche immer viel Stille, Zeit für mich, um runterzukommen. Um abzuschalten. Ich lese gerne, in meinem Yoga spüre ich die Verbindung von Körper, Seele und Geist. Ich liebe die Musik, die klassische, aber auch die aktuelle. Von daher singe ich auch manchmal mit den Patienten.“

„Zuhause muss ich mich mit Musik zudröhnen. Dann gibt es so etwas wie einen Cut zur Arbeitswelt.“

„Humor ist für mich ganz wichtig, dass ich, wenn schon nicht in der Arbeit, dann doch zuhause über manches auch lächeln und lachen kann. Und damit auch Abstand gewinne.“

„Ich habe Zeit zuhause, mich an dem zu freuen, was mich in der Arbeit gefreut hat: ein Lob von der Pflegeleiterin, ein gutes Wort, das ich sagen und mit dem ich helfen konnte oder das ich selber bekommen habe. Ich denke an das Lächeln einer Patientin, auch eines Kollegen. Das Lächeln einer Bewohnerin noch im Gedächtnis und im Bild haben, ist wunderbar. Es tut mir gut, das in Ruhe zu erinnern und stark zu machen und dafür dankbar zu sein. Manchmal werde ich dann ganz still und komme zur Ruhe.“

Weisheit von unten – aus der Diakonie in der Stadt

Wenn Menschen eine Stimme gegeben werden soll, dann bezieht sich das meistens auf benachteiligte, auf leidende Menschen, die ansonsten nicht gehört und übersehen werden. Dahinter steht die Absicht, ihre Situation entsprechend zu verändern und ihnen zu helfen, unmittelbar oder auch in der Ermächtigung zur Selbsthilfe. Das erste

Hinhören ist immer das Hinhören auf die Klagen und Anklagen, auf die Probleme, Nöte und Schwierigkeiten. Die Verbesserung der Situation muss dann gemeinsam angegangen werden, nicht über die Köpfe der Betroffenen hinweg, sondern mit ihnen und vor allem *mit dem, was sie selbst an Ressourcen und Kräften in ihrer Situation entwickelt haben.*

So hat man in der Befreiungstheologie in der Option für die Armen sehr schnell erkannt, dass die Armen nicht nur die Armen sind, dass sie nicht nur von diesem Mangel her wahrgenommen und bestimmt werden können, sondern dass sie gerade darin eine Lebensweise des Überlebens, des Widerstandes und der Solidarität entwickelt haben, auf die ebenfalls zu hören ist, um mit ihnen und mit ihrer Kraft die Prozesse der Hilfe und Befreiung, die eben nicht nur „von außen“ kommen, in Gang zu bringen.

Menschen in der Pflege sind auf vielerlei Weise bedrängte Menschen: Sie arbeiten hart an der unteren Skala von Lohn und sozialer Achtung, und ihre Arbeit selbst ist in vieler Weise zwar von Institutionen ermöglicht, aber auch von ihnen begrenzt, nicht selten eingepfercht. Das Wissen um diese Nöte vorausgesetzt, hörten wir aber nicht die Stimmen über diese Nöte, allenfalls nur am Rande, sondern jene Stimmen, wo die Menschen in der Pflege die Kraft für all das finden, was sie tun, und dass sie darin aushalten, standhalten können und nicht flüchten müssen.²¹

Der Notwendigkeit, in der Arbeit die eigenen Belastungen auszutauschen und in Konflikten Lösungen zu suchen oder bestimmte Zusammenhänge auszuhalten, steht hier das Nichtgeforderte, das Nicht-Imperative gegenüber, das in einem anderen Sinne notwendig ist als es die notwendigen Funktionen sind. Das erfahren sie spätestens, wenn die Betroffenen dem Burnout nahekommen.

Diakonie in der Stadt: Das ist eben auch die Frage danach, woher Menschen, die in diesem Bereich tätig sind, die Kraft für ihren Einsatz nehmen. Es ist gut, von diesen Räumen in authentischer Weise

²¹ Vgl. Horst-Eberhard Richter, *Flüchten oder Standhalten*, Reinbek 1976.

Kenntnis zu nehmen und sie dadurch auch in ihrer ganzen Vielfältigkeit und Fantasie unter die Menschen zu bringen: als Anregungen und Hoffnungen! So ist es gut, die Stimmen von Menschen, die in der Pflege tätig sind, für die Menschen in der Stadt einer weiteren Wahrnehmung zur Verfügung stellen.

Wie wäre es, wenn sich die Kirchen, insbesondere in den Metropolen, als große Sammlungsbewegung für diese fragilen Räume der Gratuität verstehen würden, als eine Unterstützungsbewegung, die all dem mit aufhilft, was diese Gratuität, in welchen Kontexten und Offenheiten auch immer, aufblühen lässt. Es ist also keine Sammlung im Sinne konzentrischer Kreise, sondern im Sinne des Mithingehens in diese Räume und des Verantwortlichseins für diese Räume, wo immer sie entstehen. Denn zur moralischen Verantwortung gehört es immer auch, für die Ressourcen, die für die Erfüllung der gepredigten Moral notwendig sind, Sorge und Mitsorge zu tragen.